

A. M. kpl. T. 16, R. 1989

429 176 II



UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

K 1.8 PAZ 1989

**STUDIA
GERMANICA POSNANIENSIA
XVI**



POZNAŃ 1989

RESERVED

OWN

1917

1917

UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA

XVI

Sprachwissenschaft



POZNAŃ 1989

Redaktor naukowy

ALICJA GACA



Redaktor: Anna Gierlińska

Redaktor techniczny: Michał Lyssowski

ISBN 83-232-0087-4

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Nakład 520+80 egz. Ark. wyd. 21,25. Ark. druk. 17,00+1 wkł. Papier druk. sat. kl. III. 80 g. 70×100.
Oddano do składania 13 VIII 1987 r. Podpisano do druku w maju 1988 r. Druk ukończono w czerwcu
1989 r. Zam. nr 317/36. Cena zł 660,-

DRUKARNIA UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU, UL. FREDRY 10

Bibl. UAM
89 EO 1826



Freunde, Kollegen und Schüler
widmen diesen Band
ANDRZEJ ZDZISŁAW BZDEGA
zu seinem 60. Geburtstag



INHALT

ABHANDLUNGEN, AUFSÄTZE

Bolesław Andrzejewski (Poznań): Die Auswirkungen der <i>Kritik der reinen Vernunft</i> von I. Kant auf die Sprachphilosophie	3-
Slawa Awedykowa (Poznań): Zum Bestand und Struktur der exozentrischen Konstruktionen im Norwegischen (bokmål)	17
Jerzy Bańcerowski (Poznań): Aus philosophischen Problemen der Phonologie	23
Józef Darski (Poznań): Die präskriptive Norm und die Entwicklungstendenzen in der Deklination des Substantivs im gegenwärtigen Deutsch	65
Ulrich Engel (Mannheim): Wortklassen	81
Janusz Figas (Poznań): Isomorphie bzw. Nichtisomorphie in der rezeptiven Verarbeitung zweitsprachlicher Äußerungen	111
Alicja Gaca (Poznań): Artikelopposition im Deutschen und Artikellosigkeit im Polnischen aus der Sicht der Textstruktur	127
Gerhard Helbig (Leipzig): Tendenzen und Probleme der neueren Partikel-Forschung	147
Gabriela Koniuszaniec (Poznań): Beobachtungen zum Kompositionstyp Substantiv + <i>freundlich</i> im Vergleich mit dem Polnischen	163
Dennis R. Preston (Ann Arbor, Michigan): The nicest English is in Indiana	169
Izabela Prokop (Poznań): Sprachhandlung Einladung/Vorschlag/Verabredung im Deutschen und Polnischen	195
Czesława Schatte (Katowice): Phraseologisierte Partizipialkonstruktionen im Deutschen und Polnischen	209
Jochen Schröder (Leipzig): Präfixverben in einer mehrstufigen Analyse — Versuch einer Modellierung unter konfrontativem Blick	223
Wojciech Zdrojewski (Poznań): Wortbildung der deutschen Nomina instrumenti und ihre Äquivalente im Polnischen	237

REZENSIONEN

Grammatische Studien — Beiträge zur germanistischen Linguistik in Polen. Göppingen 1985 (Izabela Prokop)	249
Erwin Koller, Hans Moser (Hrsg.), Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag, Innsbruck 1985 (Andrzej Z. Bzdęga)	253
Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, Band 9, München 1983 (Gabriela Koniuszaniec)	257

Wolfgang Fleischer (Hrsg.), Textbezogene Nominationsforschung. Studien zur deutschen Gegenwartssprache, Berlin 1985 (Hanna Jefremienko)	259
Czesława Schatte, Partizipialkonstruktionen im Deutschen und Polnischen, Katowice 1986 (Andrzej Z. Bzdega)	262
Cathrine Fabricius-Hansen, Tempus fugit. Über die Interpretation temporaler Strukturen im Deutschen, Düsseldorf 1986 (Izabela Prokop)	264
Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, Band 10, München 1984 (Gabriela Koniuszaniec)	267



ABHANDLUNGEN, AUFSÄTZE

BOLESŁAW ANDRZEJEWSKI

DIE AUSWIRKUNGEN DER KRITIK DER REINEN VERNUNFT VON I. KANT AUF DIE SPRACHPHILOSOPHIE

Abstract. Andrzejewski Bolesław, *Die Auswirkungen der „Kritik der reinen Vernunft“ von I. Kant auf die Sprachphilosophie* [The influence of “The Critique of Pure Reason” by I. Kant on the philosophy of language], *Studia Germanica Posnaniensia*, Adam Mickiewicz University Press, Poznań, vol. XVI: 1989, pp. 3-15, ISBN 83-232-0087-4, ISSN 0137-2467.

The aim of this article is to show the influence of I. Kant's methodology on the development of modern philosophy of language. The author discusses the selected standpoints inspired in this respect by the Kantian “Copernican revolution” and apriorism. The starting point of considerations are W. v. Humboldt's views for whom language is a spontaneous “emanation of spirit”, the result of incessantly active internal powers of man. Humboldtism influenced a number of later conceptions. One of them is “generative grammar” of N. Chomsky's American school, although there are also present in this case influences of nativistic interpretations. In a more distinct manner the Kantian-Humboldtian apriorism has influenced the “symbolic” philosophy of E. Cassirer and the linguistic “relativism” of E. Sapir, B. L. Whorf and L. Weisgerber. Their views are presented in the next part of the work. The article ends with the discussion of H. Glinz's philosophical and linguistic views which are based in great measure also on the Kantian methodology.

Bolesław Andrzejewski, Institute of Philosophy, Adam Mickiewicz University, Poznań, Poland.

Das Ziel dieses Aufsatzes ist zu zeigen, daß die Kantsche Philosophie, im Grunde auf die exakten Wissenschaften bezogen, sich nicht nur auf diesem Gebiet als fruchtbringend erwies, sondern auch andere Wissenschaften beeinflusste. Der methodologische Rationalismus (Apriorismus) hatte seine

429 176 u / 1989

Anhänger unter anderem in der philosophischen Reflexion über die Sprache. Es folgt ein kurzer Überblick einiger Standpunkte in der Sprachphilosophie, die sich auf Kants Methodologie stützen und viele Ähnlichkeiten mit ihr aufweisen.

Immanuel Kant gehört zu den Denkern, die für die Philosophie größte und unsterbliche Verdienste haben. Seine Philosophie bedeutet für die menschliche Denkweise eine Wende und ist oft ein Kriterium für die Teilung der Philosophiehistoriographie in zwei Perioden: „vorkantische“ und „nachkantische“, oder genauer: „vorkritische“ und „nachkritische“. Selbst in Kants wissenschaftlicher Entwicklung kann man zwei Etappen unterscheiden — die erste, die sich auf die Fragen der Genesis und des Wesens der Wirklichkeit konzentrierte, und die zweite, die erkenntnistheoretische und methodologische Probleme in den Vordergrund rückt. In der ersten Etappe wird danach gefragt, „was die Welt ist“, in der zweiten dagegen, „wie die Welt zu erkennen sei“. Als Zäsur kann man das Jahr 1770 ansehen, in dem Kant die Arbeit *De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis* schreibt. Diese Abhandlung enthält *in nuce* die Hauptideen der elf Jahre später entstandenen *Kritik der reinen Vernunft*, sowie der zwei anderen *Kritiken* aus den Jahren 1788 und 1790.

Den wichtigsten Gedanken der *Kritik der reinen Vernunft* bildet die sog. „kopernikanische Wende“, wonach, im Gegensatz zum Empirismus, die Gegenstände sich nach der Vernunft richten und dem apriorischen Vermögen des Subjekts angepaßt werden sollen. „Man versuche es daher einmal“, schreibt Kant, „ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten (...) Es ist hiermit ebenso, als mit den ersten Gedanken des Copernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ“¹.

Kant, wie einst Copernikus, setzte den Menschen „in Bewegung“, aktivierte ihn gegenüber seiner Umwelt, mit dem Unterschied jedoch, daß er dabei das Innere des Subjekts betonte, während der Astronom den Erkenntnisprozeß eben mehr objektiv gemacht hatte. Die „kopernikanische Wende“ Kants stützt sich auf die apriorischen Voraussetzungen, d. h. auf die Überzeugung, daß es in der Erkenntnis gewisse Elemente gibt, die unabhängig von der Empirie entstehen. Es geht hier nicht um diese oder jene Erfahrung, sondern um die Erfahrung im Laufe der phylogenetischen Entwicklung des Menschen überhaupt.

„Wir werden also“, schreibt Kant, „im Verfolg unter Erkenntnissen

¹ I. Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Leipzig 1979, Bd. 1, S. 22—23.

a priori nicht solche verstehen, die von dieser oder jener, sondern die schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig stattfinden. Ihnen sind empirische Erkenntnisse, oder solche, die nur *a posteriori*, d. h. durch Erfahrung, möglich sind, entgegengesetzt“². Die Vernunft ist also für Kant ein autonomes Vermögen und ihre Tätigkeit verläuft unabhängig von der sinnlichen Umwelt. Sie beginnt zwar mit der Anschauung, bildet jedoch aus dem „Chaos“ der Empfindungen eine der Logik entsprechende, harmonische Welt. Diese Welt wird aus den „Erscheinungen“ zusammengesetzt, d. h. daraus, was eben dem Subjekt erscheint, was aber anders ist, als jenes „Etwas“, das diese Erscheinungen hervorruft.

Solche Theorie hat bestimmte Konsequenzen zur Folge, von denen eine die Teilung der Welt in „Phänomene“ und „Dinge an sich“ zu nennen sei. Das „Ding an sich“ bedeutet hier ein gewisses „x“, das unsere Erkenntnisprozesse verursacht, selbst aber unerkennbar bleibt. Während man aber bei Kant noch an dieser Stelle eine realistische Tendenz spürt, sieht die Sache bei seinen Nachfolgern etwas anders aus. Sowohl die ersten Kantianer als auch die Neukantianer im 19. Jh. treten gegen das „Ding an sich“ auf und erklären sich für seine idealistische Interpretation im Sinne eines reinen „Grenzbegriffs“.

Die oben beigebrachten Ausführungen, obwohl sie ziemlich bekannte Tatsachen berühren, waren wichtig für die Schilderung weiterer Probleme. Kants Philosophie fand nämlich einen großen Widerhall in der späteren Wissenschaft. Ihre Methodologie, mit der Betonung der apriorischen Spontanität des Subjekts, wurde zum besten Heilmittel für alle bisherigen Unzulänglichkeiten der Erkenntnis. Besonders fruchtbringend war sie auf dem Gebiet der Mathematik und der Naturwissenschaften, was ja explizite aus der *Kritik der reinen Vernunft* hervorgeht. Das Werk war weniger für die Geisteswissenschaften bestimmt, obwohl seine Ideen allmählich auch hier einen immer größeren Anklang gefunden haben. Solche Forscher, wie z. B. Pölitz, Schmalz oder Zachariae, haben den kantischen Kritizismus auf die Rechtswissenschaft angewendet, K. v. Rotteck und Fr. Chr. Schlosser waren dagegen Kants Schüler in der Geschichtsschreibung. Kantische Inspirationen sind auch in der Theologie (Hermes), Mythologie (Schelling, Cassirer), Kunsttheorie (Croce, Cassirer) usw. spürbar³.

Besonders starken Einfluß hatte aber der Kantianismus auf die Sprachphilosophie. Manche Denker weisen jedoch auf diese Verbindungen nicht direkt hin — im Gegenteil, sie versuchen zu zeigen, daß Kants System viel zu eng war und für die Lösung der sprachphilosophischen Probleme keine

² Ebenda, S. 47.

³ Siehe W. Windelband, *Die Blütezeit der deutschen Philosophie*, Leipzig 1907, S. 193.

Mittel anbiete. Solche Haltung repräsentierte u. a. J. G. Herder. Er war nicht müde, die Nachteile des Kritizismus zu beweisen, indem er gegen die Absonderung der reinen Vernunft von den anderen Kräften des Subjekts auftritt. „Es ist dieselbe Seele“, schreibt er in seiner *Metakritik*, „die denkt und will, die versteht und empfindet, die Vernunft übet und begehrt (...) Wir teilen sie nicht ein, sondern bezeichnen ihre Wirkungen, die Anwendung ihrer Kräfte. Die empfindende und sich Bilder erschaffende, die denkende und sich Grundsätze erschaffende Seele sind ein lebendiges Vermögen in verschiedener Richtung“⁴. Es ist leicht zu bemerken, daß die Herdersche Kritik hauptsächlich darauf zu deuten versucht, wie wenig sich Kants Methodologie für die sprachphilosophische Forschung eignet. Das Denken ist nur mittels der Sprache möglich, man darf also keine von diesen Sphären benachteiligen, was bei Kant, wie Herder behauptet, vorkommt. Der Kantianismus also, weil er die Frage der Sprache nicht direkt betrachtet, könne nicht als universelles System gelten und zur Erklärung aller Bereiche der menschlichen Tätigkeit verwendet werden.

Wenn man sich aber näher mit den Anschauungen Herders vertraut macht, bemerkt man, daß seine Sprachphilosophie doch mit dem Kantianismus übereinstimmt. Herder betont vor allem die inneren Kräfte des Menschen und hält die Sprache für Ausdruck des apriorischen Vermögens. Am Schaffen der Sprache haben weniger die sinnlichen Eindrücke ihren Anteil — sie ist zum größten Teil Resultat der inneren Aktivität des Geistes. Herder spricht ja von dem poetischen Gemüt oder von der „Besonnenheit“, die zur „Erfindung“ der Sprache geführt hätte. Die Sprache würde, seiner Meinung nach, auch dann entstehen, wenn es keine sinnliche Umwelt und geringe empirische Reize gäbe. „Setzt ihn [den Menschen — B. A.]“, schreibt Herder, „gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel: Die Natur wird sich ihm durchs Ohr offenbaren: tausende Geschöpfe, die er nicht sehen kann, werden doch mit ihm zu sprechen scheinen, und, bliebe auch wenig sein Mund und sein Auge verschlossen, seine Seele bleibt nicht ganz ohne Sprache“⁵.

Herder also, indem er glaubte, das Kantsche System zu widerlegen, erweiterte eigentlich den Apriorismus auf andere, nicht mehr so streng rationalistische Gebiete der Wissenschaft.

Während aber bei Herder dieses Verdienst noch etwas zufälligen Charakter hat, ist die Erweiterung der kantischen Philosophie ein planmäßiges Vorhaben im Falle Wilhelm von Humboldts. Humboldt gilt als Schöpfer der modernen Sprachwissenschaft, und seinen Theorien liegt vor allem die „kopernikanische Wende“ zugrunde. Er begann früh, noch als junger Student,

⁴ J. G. Herder, *Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft*, in: *Herders Sämtliche Werke*, Bd. 21, Berlin 1881, S. 18—19.

⁵ J. G. Herder, *Sprachphilosophie*, Hamburg 1960, S. 32.

Kants Schriften zu studieren, und schon damals machten sie auf ihn einen mächtigen Eindruck. Diese Einstellung ergibt sich z. B. aus einem Brief an Beer vom 15.06.1788: „Ich lese jetzt den Kant, ich habe mir vorgenommen, ihn sorgfältig zu studieren (...) Sie [*Kritik* — B. A.] ist schwer, das muß ich gestehen, aber soweit ich nun gelesen habe, belohnt sich doch die Mühe sehr“⁶.

Die Inspirationen von seiten des Kantianismus treten in Humboldts Sprachphilosophie sehr deutlich auf, was wir jetzt kurz zu schildern versuchen.

Die Hauptidee der Humboldtschen Sprachphilosophie bildet die Überzeugung, daß die Sprache als Ausdruck des Inneren und der apriorischen Aktivität des Subjekts zu betrachten sei. Sie sei Emanation des Geistes und Organ des inneren Seins. Es sei schwer, die letzten Wurzeln dieser inneren Kraft aufzuzeigen, sie sei aber, wie Humboldt will, dem „Lebensprinzip“ gleich. Mit diesem Prinzip ist auch die Sprache verbunden. „Die Hervorbringung der Sprache“, sagt er, „ist ein inneres Bedürfnis der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung...“⁷. Die Sprache spiegelt kein äußeres Sein wider, sie ermöglicht allein die Systematisierung der empirischen Eindrücke. Sie ist, gleich dem ganzen menschlichen Geiste, immer aktiv, weil auch immer die Notwendigkeit besteht, mit dem sinnlichen Stoff zu ringen. Beim Sprechen weisen die Worte nicht auf konkrete Gegenstände hin, sie rufen nur gewisse Vorstellungen im Bewußtsein des Menschen hervor. Das Verstehen ist nur dann möglich, wenn die einzelnen Individuen unter gewisse Namen den individuellen, für jeden Menschen eigentlich anderen Inhalt untersetzen. „Die Menschen verstehen einander nicht dadurch“, schreibt Humboldt, „daß sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daß sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daß sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen“⁸.

Die Ähnlichkeit mit dem kantischen Apriorismus ist hier evident, obwohl man im gewissen Sinne eine subjektive oder relativistische Färbung beobachten kann. Das ist aber die Folge der Erweiterung des Apriorismus bei Humboldt auf andere, mehr emotionelle Sphären des Subjekts. Das Wort also,

⁶ Zit. nach E. Spranger, *Wilhelm von Humboldt und Kant*, in: *Kant-Studien* 1908, Bd. XIII, S. 65.

⁷ W. v. Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, Berlin 1880, S. 25.

⁸ Ebenda, S. 209.

indem es in die „Seele“ des Menschen fällt, berühre seine ganze Persönlichkeit und bewirke entsprechende Assoziationen.

Wie schon gesagt, ist Sprache nach Humboldt unaufhörlich aktiv und tätig, und, was daraus folgt, ist sie nie gleich, sondern ändert sich in jedem Moment. Sie kann nicht als ein Endprodukt, als „totes Werk“, sondern als ständiges Schaffen, als ewige Arbeit des Geistes betrachtet werden. Die Sprache ist nicht „Ergon“, sondern „Energeia“. Für ihre Beschreibung also darf man nicht die starren grammatischen Strukturen heranziehen, wichtiger sind in dieser Hinsicht die täglichen Sprachprozesse. In ihnen erscheint doch die Sprache und dank ihnen ist sie lebendig. In der apriorischen Theorie Humboldts ist noch die enge Verbindung der Sprache mit dem Denken zu unterstreichen. Der Gedanke verarbeitet das sinnliche Material zu Objekt, wobei die Sprache als unentbehrliches Hilfsmittel erscheint. Sie überträgt die Eindrücke nach außen, bleibt aber zugleich in der subjektiven Sphäre. Die Sprache gilt also als eine vollkommene Vermittlung zwischen der Innen- und Außenwelt und bildet sogar, wie Humboldt schreibt, „... eine Welt, die zwischen der erscheinenden außer und der wirkenden in uns in der Mitte steht (...) Die Sprache ist nichts anders, als das Komplement des Denkens, das Bestreben, die äußeren Eindrücke und die noch dunklen inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben...“⁹.

Die Sprache ist nicht nur mit dem Denken des Einzelmenschen verflochten — diese gegenseitige Abhängigkeit tritt auch auf der Ebene ganzer Nationen hervor. Humboldt nach habe jedes Volk seine eigentümliche Mentalität und Denkweise, was sich eindeutig in seiner Sprache äußere. Weil also jeder Nation ein anderer Geist innewohnte, gäbe es so viele Sprachen. Sie sind so verschieden, daß die einzelnen Begriffe in eine andere Sprache praktisch unübersetzbar seien. Die Tatsache, daß Humboldt die Sprache mit dem Geist der Nation verbindet, stellt ihn in die Reihe der deutschen Romantiker. Er steht daher zwischen zwei großen kulturellen Strömungen: indem er die intellektuelle Seite des Menschen und sein Apriori betont, vor allem aber, indem er die Unterscheidung und Klassifizierung verschiedener Sprachen vollzieht, gehört er noch zur Aufklärung; indem jedoch seine Sprachphilosophie nationalistisch gefärbt wird, indem er den nationalen Geist, die Geschichte und Tradition eines Volkes unterstreicht, nimmt er schon an der Entwicklung der romantischen Gedankenwelt teil.

Hier soll noch ein Element der Humboldtschen Theorie berücksichtigt werden, nämlich das Problem der „inneren Sprachform“. In dieser Frage zeigt er sich teilweise auch als Romantiker, es kommt aber auch der Kantsche Apriorismus stark zum Ausdruck. Humboldt nach besteht die Sprache aus zwei Hauptteilen: aus den äußeren Lautformen und aus der inneren „strahlen-

⁹ W. v. Humboldt, *Schriften zur Sprache*, Stuttgart 1973, S. 8.

den Klarheit der Ideen“, die den wichtigen, „rein intellektuellen Teil“, ergo die „innere Form“ der Sprache ausmacht. Beide Teile sind in der Sprache unzertrennlich verbunden. „Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen“, schreibt Humboldt, „(...) Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfließen“¹⁰. Nichtdestoweniger will Humboldt sagen, daß bei der Hervorbringung der Sprache die innere Kraft des Subjekts eine sehr wichtige, ja wichtigere Rolle spielt.

Die im kantischen, apriorischen Sinne entwickelte Theorie der „inneren Sprachform“ konnte einen gewissen Einfluß auf die spätere „generative Grammatik“ von Chomsky haben. Humboldt spricht Gedanken aus, die später zum zentralen Punkt der amerikanischen Schule wurden. „Es kann scheinen“, schreibt er, „als müßten alle Sprachen in ihrem intellektuellen Verfahren einander gleich sein“¹¹. Ähnlich später Chomsky: allen Sprachen liegen nach ihm dieselben Tiefenstrukturen zugrunde, alle Sprachen seien daher in dieser Hinsicht gleich. „Im Lichte des uns gegebenen empirischen Stoffes“, schreibt Chomsky, „scheinen die Bedingungen, die die Form der Grammatik bestimmen, universal zu sein. Die Tiefenstrukturen scheinen in verschiedenen Sprachen sehr ähnlich zu sein“¹². Chomsky bekennt sich mehrmals zur Humboldtischen Provenienz. Er leitet z. B. seinen Terminus „generieren“ von Humboldts Wort „erzeugen“ ab, stimmt auch mit dessen These von der „Wiedererzeugung“ (nicht Erlernen) der Sprache völlig überein¹³.

Trotz dieser Ähnlichkeit mit der Konzeption der „inneren Form“ ist es jedoch klar, daß sich die Inspirationen bei Chomsky nicht auf Humboldt und Kant beschränken. Chomsky spricht doch von der Angeborenheit der Tiefenstrukturen, repräsentiert also den, zum Teil dogmatischen, genetischen Rationalismus (Nativismus). Kant und später Humboldt setzen keine angeborenen Strukturen voraus, betonen nur die ständige Aktivität des menschlichen Geistes, wodurch sie den methodischen Rationalismus (Apriorismus) vorschlagen.

In dieser Hinsicht können als Quelle für Chomsky (und seine Schule) in einem größeren Grade die vorkantische, nativistisch orientierte Philosophie von Descartes und die stark nativistische Philosophie von Leibniz gelten. Das beweist Chomsky in vielen seinen Arbeiten, u. a. in *Cartesian Linguistics*, sowie durch zahlreiche, vor allem in *Aspects of the Theory of Syntax* enthaltene Zitate aus Leibniz' *Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand*.

¹⁰ Ebenda, S. 92.

¹¹ Ebenda, S. 83.

¹² N. Chomsky, *The Philosophy of Language*, hrsg. v. J. E. Searle, Oxford 1971, S. 125.

¹³ *Lingwistyka a filozofia*, hrsg. v. B. Stanosz, Warszawa 1977, S. 191 u. 241.

Während also dies nicht so eindeutig bei Chomsky ist, tritt die Kantsche und Humboldtsche Methode bei Cassirer deutlich hervor. Ähnlich wie Humboldt hat er den Apriorismus erweitert und auf einen anderen Boden gelegt. Cassirer war Zögling der Marburger Schule, und das heißt zugleich, wovon schon die Rede war, daß er das kantische „Ding an sich“ nicht als reell, sondern nur als einen „Grenzbegriff“ verstand. Diese idealistische Haltung war eigentlich auch das einzige, auf die Verbindung mit Cohens Schule hinweisende Merkmal. Er kann nämlich schon früh zur Überzeugung, daß die mathematisch-naturwissenschaftliche Methodologie viel zu eng ist und zur Erklärung aller Welterscheinungen nicht genügt. Durch Goethe, Schiller u. a. inspiriert, erkannte er, daß der Mensch mit der Umwelt nicht nur mittels des Verstands, sondern auch mittels der weniger rationellen Sphäre Kontakt aufnimmt. Den Hauptideen der *Kritik der reinen Vernunft* treu bleibend, spricht er aber auch von den apriorischen Kräften des menschlichen Geistes und von seiner genetischen Unabhängigkeit von der Empirie in allen Bereichen. Diese Stellung impliziert, daß das Subjekt die sinnlichen Eindrücke nach seinen inneren Regeln organisiert und allein mit den „Erscheinungen“ zu tun hat. Die ganze Kultur ist also apriorischer Herkunft und jeder Bereich der menschlichen Tätigkeit bildet eine Sphäre der „symbolischen“ Formung. Zu den symbolischen Formen gehören also z. B. die Wissenschaft, die Religion, der Mythos, die Kunst, die Geschichte und die Sprache.

Die Sprache wird bei Cassirer, ähnlich wie bei Humboldt, durch ständige Aktivität gekennzeichnet. Die Sprache kommt von den inneren Kräften und nimmt an der Systematisierung der empirischen Daten teil. Sie verursacht, daß diese Daten Dauer und Stabilität bekommen und endlich zu einem Gegenstand werden. Die Sprache ist also keine Abbildung irgendwelchen inneren Seins, sondern sie ist selbst Mittel der gegenständlichen Formung. „Die Sprache“, schreibt Cassirer, „tritt nicht in eine Welt der fertigen gegenständlichen Anschauung ein, um hier zu den gegebenen und klar gegeneinander abgegrenzten Einzeldingen nur noch ihre ‚Namen‘ als rein äußerliche und willkürliche Zeichen hinzuzufügen, sondern sie ist selbst ein Mittel der Gegenstandsbildung, ja sie ist im gewissen Sinne das Mittel, das wichtigste und vorzüglichste Instrument für die Gewinnung und den Aufbau einer reinen ‚Gegenstandswelt‘“¹⁴.

Die kantische Herkunft der Cassirerschen Sprachphilosophie sieht man auch am Beispiel der Anschauungsformen. Analogisch zu Thesen der *Kritik der reinen Vernunft* gäbe es auch in der Sprache apriorische Formen, die am

¹⁴ E. Cassirer, *Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt*, in: *Bericht über den XII. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg 12.–16. April 1931*, Jena 1932, S. 138–139.

Schaffen der dauerhaften Regeln und Verhältnisse zwischen den „losen“ Empfindungen Anteil haben. Zu denen gehören: Raum, Zeit und Zahl. Cassirer zeigt am Beispiel zahlreicher Sprachen der sog. „Naturvölker“, welche Rolle diese drei Faktoren in der Entwicklung der Sprache und des Bewußtseins spielen. Raum, Zeit und Zahl helfen nicht nur bei der schärferen Absonderung einzelner Objekte — sie sind auch Mittel zur Bildung des Selbstbewußtseins. „Gerade die Gestaltung der Raumworte“, sagt z. B. zu diesem Problem Cassirer, „wird für die Sprache zum Medium für die Bezeichnung des Ichs und für seine Abgrenzung gegen andere Subjekte“¹⁵.

Es ist hier kein Platz für eine genauere Erörterung dieser Frage. Die letzte Äußerung deutet jedoch stark auf die apriorischen Grundlagen der Sprache hin. Dieser Apriorismus ist aber auch in den anderen Thesen Cassirers zu sehen. Es geht u. a. um die Stellung des Philosophen im Streit um die Genesis der ersten Wörter — genauer, ob zuerst Verba (wie Panini behauptete) oder Substantiva (nach Wundts Suggestion) aufgekommen sind. Für Cassirer sind beide Theorien falsch. Sie konzentrieren sich zu stark auf den Inhalt (auf die „Substanz“) der Sprache und vergessen ihre aktive, formgebende Seite. Solche Elemente nämlich, wie „Dinge“ und „Zustände“, „Eigenschaften“ und „Tätigkeiten“ hält Cassirer nicht für gegebene Inhalte des Bewußtseins, sondern sie sind Weisen und Richtungen der geistigen Formung, daher gleichzeitig. „Diese Bestimmung zum Gegenstand oder zur Tätigkeit“, wie er schreibt, „nicht die bloße Benennung des Gegenstandes und der Tätigkeit, ist es, die sich, wie in der logischen Arbeit der Erkenntnis, so auch in der geistigen Arbeit der Sprache ausdrückt“¹⁶. So viele Ausführungen reichen, wie man hoffen darf, um die Verbindungen und Ähnlichkeiten der Cassirerschen Sprachphilosophie mit den Hauptideen der *Kritik der reinen Vernunft* zu beweisen. Die gleiche Beurteilung kann man aber auch von anderen sprachphilosophischen Theorien geben, unter denen die Hypothese des sog. „linguistischen Relativitätsprinzips“ zu nennen ist. Für die Hauptvertreter dieser Hypothese gelten E. Sapir und B. L. Whorf.

Sapir erscheint noch als gemäßigter „Relativist“. In seinen ersten Arbeiten schreibt er zwar (und mit Recht), daß die Sprache nur dem Menschen eigen und eng mit dem Denken verbunden ist, weist aber auch auf die zivilisatorischen und sogar empirischen Grundlagen der Sprache. Erst einige Jahre später, vor allem in dem Artikel *Language* (1933) erkennt er der Sprache etwas mehr Aktivität und Freiheit zu, indem er von der systematisierenden und formgebenden Funktion der Sprache schreibt. Die Sprache besitzt also

¹⁵ E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen, Erster Teil — Die Sprache*, Berlin 1923, S. 164.

¹⁶ Ebenda, S. 231 — 232. Mehr zur Cassirerschen Sprachphilosophie vgl. B. Andrzejewski, *Animal symbolicum. Ewolucja neokantyzmu Ernsta Cassirera*, Poznań 1980, S. 86ff, 136ff, 166ff.

im gewissen Sinne eine eigene Welt, sie ergänzt und modifiziert die gegenständliche Wirklichkeit. Sie drängt uns gewisse Beobachtungs- und Interpretationsweisen der Umwelt auf. „Wenn der Mensch“, sagt Sapir im erwähnten Artikel, „der in seinem ganzen Leben nur einen Elefanten gesehen hat, trotzdem ohne zu zögern von zehn Elefanten oder von einer Million Elefanten oder auch von einer (...) Elefantenherde und endlich von einer Elefantengeneration spricht, so ist es klar, daß die Sprache die Fähigkeit besitzt, die in der Erfahrung theoretisch isolierten Elemente abzusondern und von der aktuellen Welt jene potentielle Welt zu schaffen, die den Menschenwesen über das, was in der individuellen Erfahrung unmittelbar gegeben ist, hinauszugehen erlaubt“¹⁷. Solche Aussage kann als Ausgangspunkt für die mehr idealistische Theorie Whorfs angesehen werden.

Whorf geht von der Voraussetzung aus, daß die Sprache untrennbar mit unserem Denken verbunden ist. Er geht in seiner Überzeugung so weit, daß er meint, daß eben die Sprache den wichtigeren, schöpfenden Faktor darstellt und auf das Denken gestaltgebend wirkt. Nicht nur aber das Denken, sondern auch die Wirklichkeit trägt das Gepräge der Sprache, in der sie ausgedrückt wird. Analogisch zur Kants Methodologie wird auch hier die Welt als jenes „Ding an sich“ verstanden, durch das Subjekt gestaltet und zur „Erscheinung“ gemacht. Das geschieht aber nicht kraft der Vernunft, sondern auf Grund der sprachlichen Strukturen.

Die Sprache bietet uns gewisse „Linien“ an, bildet ein „Netz“, mittels dessen wir entsprechend die Wirklichkeit teilen. Diese „Linien“ besitzen jedoch keine empirische Ursache, ihr Ursprung ist rein apriorisch.

Dies sind die Vorbereitungsgedanken zum „linguistischen Relativitätsprinzip“. Das Prinzip besagt im allgemeinen, daß die Menschen gewisse Tatsachen in verschiedener Weise wahrnehmen, und diese Weise durch die Kultur und konkrete Sprache bedingt ist. „Wir gelangen daher“, schreibt Whorf, „zu einem neuen Relativitätsprinzip, das besagt, daß nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden“¹⁸.

Das Relativitätsprinzip ist weniger in den europäischen Sprachen zu beobachten (durch Whorf als SAE — Standard Average European bezeichnet), weil sie zum größten Teil von derselben Ursprache abstammen und daher gewisse Ähnlichkeiten aufweisen. Wenn man aber Sprachen der verschiedenen Weltgegenden und anderer Kulturen in Betracht zieht, so erkennt man ohne weiteres ihre spezifischen „sprachlichen Weltbilder“.

¹⁷ E. Sapir, *Culture, Language and Personality*, Berkeley a. Los Angeles 1964, S. 7.

¹⁸ B. L. Whorf, *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, Reinbeck b. Hamb. 1963, S. 12.

Die These des „sprachlichen Determinismus“ kommt auch stark bei einem der deutschen Philosophen und Sprachforscher, Leo Weisgerber zum Ausdruck. Auf dem kantischen Kritizismus fußend, lehnt Weisgerber die Abbildtheorie ab. Die Welt, bis sie zum Bestandteil unseres Bewußtseins wird, müsse durch den immer aktiven menschlichen Geist bearbeitet und gestaltet werden. Weisgerber weist hier auf eine „Zwischenwelt“ hin, die sich zwischen der Außenwelt und dem schon bewußten Sein befindet. Es ist der Bereich, dank dem die Auffassung der Wirklichkeit überhaupt möglich ist. „Damit etwas in dieser Zwischenwelt Gestalt, Dauer und Geltung gewinnt“, sagt Weisgerber, „ist es unerläßlich, daß es benannt wird, und je weiter der Ausbau der gedanklichen Zwischenwelt fortschreitet, um so unentbehrlicher wird dabei die Sprache im vollen Sinne (...) Die Sprache ist selbst der Ort, an dem sich der Aufbau der gedanklichen Zwischenwelt vollzieht, der Weg, auf dem die Welt des Seins in eine solche des Bewußt-Seins übergeführt wird“¹⁹. Solche Funktion der Sprache kann man z. B. beobachten, wenn man von den Gegenstandsklassen (z. B. von „Bäumen“ oder „Blumen“) spricht und ihre konkrete Erscheinung (z. B. „Eiche“ oder „Rose“) beiseite läßt. Dasselbe gilt auch, Weisgerbers Meinung nach, z. B. für das Wort „Unkraut“ und für andere Ausdrücke dieser Art. Bei allen ihnen haben wir mit dem aktiven, apriorische Elemente aufweisenden Wesen der Sprache zu tun, was die freie, sich nach eigenen Gesetzen und Regeln vollziehende sprachliche Gestaltung der Wirklichkeit zur Folge hat.

Weisgerber geht in seiner Sprachtheorie weiter, indem er nicht nur den Bewußtseinsinhalt von der Sprache abhängig macht, sondern auch unmittelbare kausale Verbindung zwischen ihr und konkreten Gegenständen nachzuweisen versucht. So meint er, daß alle Erzeugnisse der menschlichen Kultur samt den materiellen Gegenständen und Werken der Technik als Wirkung der sprachlichen Formung zu betrachten sei. Der Weg ist folgender — zuerst entsteht im Bewußtsein eine Idee, die später dank der Sprache eine Stabilität und Schärfe bekommt, und erst dann entwickelt sich aus dieser Idee ein kulturelles Gebilde. Es ist die Frage der „*in m'ina ante res*“. Damit aber endet nicht bei Weisgerber die aktivistische Konzeption der Sprache. Sie übt einen großen Einfluß auf alle Bereiche unseres Lebens und spielt eine unentbehrliche Rolle in der Entwicklung der Wissenschaften, der Religion, der Kunst usw. Noch mehr — die Sprache steuert das ganze menschliche Handeln, geht jeder unserer Tätigkeit voraus und sie begleitet jedes unsere Unternehmen. Sie determiniert also, als apriorische Kraft, das ganze menschliche Leben. „Sprache ist unentbehrlich in den einfachsten Verhältnissen des täglichen Lebens“, schreibt in dieser Überzeugung Weisgerber, „sie begleitet die Grundformen des Wissens und Handelns in Sitte und Brauch, in Singen und Sagen,

¹⁹ L. Weisgerber, *Vom Weltbild der deutschen Sprache*, Düsseldorf 1950, S. 17–18.

in Weistum und Glauben. Sie ist eine notwendige Bedingung auch der materiellen Kultur, der Technik und der Wissenschaft (...) Von dem Einfüllen der Tinte in meinen Federhalter bis zum Nachschlagen des Titels eines Buches finde ich bei einigem Überlegen, daß der sinnvolle Verlauf des täglichen Tuns nur gerichtet ist durch hundertfache sprachliche Stützen"²⁰.

An Humboldt und Weisgerber, indirekt also auch an Kant, knüpft H. Glinz an. Er geht zuerst (noch in *Der inneren Form des Deutschen* vom Jahre 1952) von der empirischen Methodologie und von der Beobachtung der physischen Seite der Sprache aus. Er ist der Meinung, daß „die äußeren Tatsachen sich objektiv beurteilen lassen“, während die Inhalte „nur erlebt werden können“, und dadurch ihr „objektives Nachprüfen in einem kleineren Grade möglich sei“. Durch die Beobachtung der sprachlichen Erscheinungen bekommt Glinz sprachliche Einheiten, denen er, durch eine Interpretation, bestimmte Inhalte zuschreibt. Diese Inhalte haben jedoch keinen sachlich-ontologischen Status, sondern sind nur ein der sprachlichen Einheit zugeschriebenes „Eti-kett“.

Der frühe Glinz also unterscheidet sich noch von Humboldt, dessen Sprach-auffassung mehr auf dem Inneren des Menschen fußt. Erst seit dem *Deutschen Satz* (1957), sowie in späteren Arbeiten schließt sich Glinz enger an die Kant-Humboldtsche Methodologie an²¹. Glinz tritt in den Bereich der schon durch Weisgerbers Theorie der „Zwischenwelt“ begründeten „inhaltbezogenen Grammatik“ ein. Er weist nämlich darauf hin, daß die Sprachinhalte nicht als eine Funktion der Ausdrucksform, sondern als „seelische Größen mit eigenen Rechten“ zu betrachten seien, und die Laute nur als ihre „Träger“. „Mit diesen Einsichten — lesen wir im *Deutschen Satz* — sind wir nun beim Wesen der Sprache überhaupt angelangt...“²². Noch deutlicher spricht Glinz seine Konzeption der inhaltbezogenen Grammatik (Sprachtheorie) in seiner Rede anläßlich der Überreichung des Konrad-Duden-Preises aus. Er ist der Meinung, „... daß die sprachlichen Inhalte den Hauptreichtum einer Sprache und damit das wichtigste Forschungsfeld der Sprachwissenschaft ausmachen, und daß diese Inhalte in gewissem Maße (freilich nur in gewissem Maße) von ihren lautlichen Trägern abgelöst existieren können (...) [Dieser Gedanke] führt zu einer ‚inhaltbezogenen Sprachforschung‘...“²³. In dieser Theorie spürt man eine gewisse Ähnlichkeit mit der früheren Sprach-auffassung von K. F. Becker. Becker, sich an Kants Ideen anlehnd, tritt gegen die „alte“, allein die Sprachform berücksichtigende Grammatik auf.

²⁰ L. Weisgerber, *Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur*, Düsseldorf 1950, S. 22 u. 35. Mehr dazu vgl. B. Andrzejewski, *Leo Weisgerbera relatywistyczna koncepcja języka*, *Studia Metodologiczne* 1983, Nr. 22, S. 137—152.

²¹ G. Helbig, *Dzieje językoznawstwa nowożytnego*, Warszawa 1982, S. 238—249.

²² H. Glinz, *Der Deutsche Satz*, Düsseldorf 1961, S. 26.

²³ H. Glinz, *Sprache und Welt*, Mannheim 1962, S. 12.

Die Grammatik soll nach ihm von der Bedeutung, nicht also vom „Äußeren“, sondern vom „Inneren“ der Sprache ausgehen²⁴.

Interessant ist jedoch die Äußerung, daß sich der Inhalt nicht ganz von seiner lautlichen Bekleidung trennen läßt. Glinz will nicht als radikaler Apriorist gelten, und er nimmt zu dem Problem der Sprachentstehung und -deutung eine gemäßigte Stellung ein. Das sprachliche Zeichen ist weder allein von den äußeren Bedingungen und Erscheinungen (bei Glinz heißen sie „Mächte“) verursacht, noch stammen sie rein vom Menschen her. Es kann hier, wie Glinz sagt, keine Rede vom Apriori sein, sowohl in bezug auf die „Sprachinhalte“ als auch auf die „Sprachkörper“, sondern „beide entstehen miteinander, durch geistig-leibliches (...) Handeln des Menschen“²⁵.

Glinz' Sprachtheorie weist einen starken, mit dem von Weisgerber vergleichbaren, Relativismus auf. Der sprachliche Determinismus ist nach ihm in allen Bereichen der menschlichen Aktivität sichtbar, nicht nur im Denken, sondern auch in der Kunst, Technik, im Handwerk usw. Nur dank der Sprache findet der Mensch seinen Platz in der Welt, nur dank ihr kann er sich den äußeren „Mächten“ gegenüberstellen und sie überwinden. „In einem tieferen Sinne“, schreibt Glinz, „schaffen die Menschen durch die Sprache (...) nicht nur ein Bild von der Welt, im Sinne einer ‚Abbildung‘, sondern sie fassen das Wirken der ihnen begegnenden Mächte erst in ein Bild, so daß diese „Mächte“ erst dadurch überhaupt zur Menschenwelt werden. Die inhaltlich-geistige Struktur (...) ist nicht nur ein Vorhang, der das „eigentliche“ Sein, die Mächte an sich verhüllt oder deformiert, sondern sie ist zugleich ein Bildschirm (...), auf dem dieses Sein überhaupt erst für den Menschen sichtbar, geistig faßbar, verstehbar, ja auf dem es erst für den Menschen dauerhaft und sicher wird. Insofern schafft die Sprache überhaupt erst Welt...“²⁶.

Es erübrigt sich an dieser Stelle weitere philosophische Reflexionen über die Sprache anzustellen. Schon aus den obenerwähnten ist leicht zu erkennen, daß die kantische transzendente Philosophie auf dem Gebiet der Sprachtheorien sehr fruchtbar gewesen ist. Es ergibt sich, daß der Kritizismus und Apriorismus außer vielen anderen Wissenschaften und Lebensbereichen auch für die Sprachforschung mit Erfolg verwendet werden können. Aus der Interpretation der *Kritik der reinen Vernunft* sind viele sprachphilosophische Konzeptionen entstanden, die, obwohl über ihre wissenschaftliche Korrektheit noch schwer zu entscheiden ist, auf eine der schwierigsten Fragen, das Wesen der menschlichen Sprache, ein neues Licht geworfen haben.

²⁴ G. Helbig, *Dzieje...*, op. cit., S. 240.

²⁵ H. Glinz, *Sprache und Welt*, op. cit., S. 24. Im gewissen Sinne kann es mit Kants Aussage übereinstimmen, daß „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“, *Kritik der reinen Vernunft*, op. cit., S. 126.

²⁶ H. Glinz, *Sprache und Welt*, op. cit., S. 28.

